

Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich

Halle a. S., den 13. Januar

1921 / Nr. 10

Der Klostermüller.

Eine Erzählung

von

Carl Kernath.

Nachdruck verboten.

2. Fortsetzung.)

II.

Die Müllerin fand keine Ruhe im Waschen und Schöpfen. Ihre Gedanken wandten ihren Buben im Feld, und was er sich bei der Vorkriegszeit, wie ihr fast gleichgültig. Selbst die Mitteilung, die ihr Christof über den Peter und die Setze gemacht hatte, war für ihn im ersten Augenblick aufregend gewesen. Was lag ihr daran? Was lag ihr an allem, wenn nur die Buben wieder kamen. Dann würde sich schon alles wieder ins Gleise bringen lassen.

So tröstete sie sich und betete und hoffte. Die Arbeit blieb ihr ungenügend den Tag über. Tags wartete sie auf die Nacht, nachts schaute sie sich nach dem Tag, und nirgendwo ließ ihr Anruhe sie ruhen.

Auch der Müller tat seine Arbeit nur lässig; nur das notwendige verrichtete er, und trotz ohne Freude, ohne Lust. Was lag denn an allem, wenn die Buben nicht wiederkamen. Dann war ja doch alles für die Nacht.

Unablässig ging er ins Dorf, was sonst nur selten geschah, war, wartete gespannt auf die neuesten Nachrichten, die der Bürgermeister im goldenen Schwan vorlas, und wartete nicht mit seiner Meinung.

Da gab es oft böses Blut, denn außer den paar Männern, deren Vater unter Napoleon gehandelt hatten, waren alle Feuer- und Plünderer aus dem Krieg. Da war kein einziger, der nicht gern zu den Waffen gegriffen hätte, wenn der Ruf ergangen wäre, und jeder beneidete den Andreas Weidmann, der fünf Sohne bei der Zerstörung hatte und es durchgehelt hatte, im Garinfontenier verwendet zu werden und nun wachsend ins Dorf kam, um Liebesgaben zu sammeln.

Einmal kam er spät abends im Schwanen. Weidmann gab ihm ein Goldstück.

Aber sorg mir dafür, daß kein Preuß ohne davon freigeht! sagte er hinhin.

Weidmann ließ ihn groß an; seine Augen funkelten vor Wut. Ein Quartier gibst nur dem Verdunnen, aber keine Preußen und keine Seifen, keine Fingerringe und sonst nicht; nur lauter arme Menschen, lieber Weidmann. Geht nur einmal hin und seht Euch die bebauerten Wälder an, anstatt hier den Preußenfresser zu spielen und das Maul aufzureißen. Ja, mehr denn: Wenn Ihr denen nur gönnen wollt, dann könnt Ihr Euch Geld wieder haben!

So sprach der Alte und stierte unter dem Gelächter der anderen das Geld ein.

Den den Tage da ließ der Weidmann seine Mägde jeden Abend eine Stunde lang Charnie spielen, aber seine Heß auf die Preußen hätte er unverändert und wollte keine andere Meinung gelten lassen.

Unablässig gab's im Schwanen harte Worte und allmählich veränderte er sich mit dem ganzen Dorfe, aber das saß ihm nicht an. Zu früher lag ihm die Sorge um seine Buben auf dem Herzen, zu jetzt war er davon überzeugt, daß die Preußen ganz allein die Schuld an dem Kriege hätten. Und keinen Einwand, keine Gründe ließ er gelten, und selbst die paar anderen Franzosenfreunde, die sich um ihn geschart hatten, wenigstens schweigend nach als Recht anerkannt, da war doch immer noch ein Einwand, immer noch eine schließliche Bemerkung zu gewärtigen. Selbst das Genie Wolkefand seine Gründe vor seinen Augen; je nicht einmal die Erfolge der deutschen Armeen wollte er gelten lassen.

So kam es, daß sein Ansehen und sein Einfluß immer mehr schwand, und daß er schließlich kaum mehr war als eine leuchtende Figur, an deren Schultern man seinen Spatz hätte. Es dauerte auch nicht lange und man ließ ihn den Hof führen, er aber lehnte sich nicht daran und beharrte auf seinem Trost und seinem Widerproh. Dabei war er im Grunde seines Herzens eigentlich schon anderer Meinung geworden, aber das gestand er niemand, nicht einmal seiner Frau, die sich in Sorge und Harm langsam vergriff.

Einmal ein Brief von einem ihrer Buben kam, dann laudete es vorübergehend auf ihn, dann sagte sie wieder keine Hoffnung, aber nach und nach wieder zusammen in ihr, und in endloser Fein verquälte sie sich nach und Tag. Ihn besten was schon, man war tot dachte sie oft und verknüpfte die Hände im Gebet, aber ihr Ohr lautete dabei auf den Wühlhahn, der sie laut und lauter lodte. Und immer häufiger gingen ihre Gedanken zu dem Wasser, das schäumend durch Wühlgräber schob, dann aber tief und klar die Wiesen beschludte. Sie malte sich alles aus bis ins kleinste, und die Sehnsucht nach Ruhe lodte und lodte.

Sie lag sich freiben auf der Haut, langsam und langsam unter den vorwärtigen Weiden, die ihre krummen Schäfte weit und tief über die Äcker hängten, durch den stillen Weidmann bis hinaus zum Ähnen, der sie dann in seine grünen Arme nahm und lachte weitertrug — ganz lachte und sonst. Wie ein großes unbehagliches Glid, wie eine unglückliche Fremde kam es dann über sie, und ihre Blicke glitten ängstlich über das schimmernde Gewässer, das in strahlendem Bogen über das Mühlrad sprang und ihr als letzte Zukunft voranschob.

Manchmal dachte sie zwar an die Setze und an das Berzuchen, das sie ihrem Müller gegeben hatte und es gab ihr den Stich ins Herz, das das wehrte sie rasch wieder von sich ab. Sie konnte ja doch nichts tun; höchstens, daß sie dem Setzen etwas vermachte; mit ihrem Mann zu sprechen, das hatte ja doch keinen Zweck; was der legen würde, das wußte sie von vornherein. Aber mit dem Mühlrad sprach sie und gab dem manchen Wind, wie sie sich einmal stellen sollte im Leben. Und wenn sie zu redete, dann kamen ihr oft Tränen in die Augen und ihre Stimme zitterte über diesen Schmerz. Das immer wieder wurde ihr das Mühlrad, das tief und über unter seiner Mutterhaft litt, und es dachte ihr kam an der Seite, am wenigsten abends, wenn der Müller im Hof wehte und sie einsam saß in der großen Stube, in der die beiden Buben groß geworden waren. Und jede Karte,

die aus Frankreich herüberkam, gab sie dem Mädchen zu lesen, bevor sie sie sorglich in die Hand legte, um alles anzusehen war, was ihre Kinder anging. Das erste Gemüth und die ersten Schritte, das erste Schulbuch, ihre Arzengrünungen und manches andere liebe Andenken an sonnige Muttertagen und bittere Mutterfreuden. Mit ihren Kindern hatte sie ihr Leben eigentlich erst angefangen; mit ihnen wollte sie es beschließen, wenn es so kam. Und so hoffte sie und betete und hatte und gab sorglich auf ihre Träume auf, wie sie es von jeher getan hatte, und nach dem keine Ruhe, nicht im Waschen und nicht im Schöpfen.

Die ersten Schichten waren gelassen. Die Gloden inbenten unauffällig zugee ins Land, und die Fahren flatterten farbig an klauen Hochstammeln.

Von den Buben kamen regelmäßig Briefe in die Mühle. Begeistert und freigestanden schrieb der Peter; schließlich und ernst der Christof; sein Auge drang tiefer, als das des Bruders und hinter all dem Jubel und Ausrufen sah er das Elend und die Qual von Tausenden und Abertausenden, füllte er die brennenden Tränen all der Wänter, all der verzweifelten Kinder, die abgunglos in die allgemeine Fremde aufstimmten. Aber noch war er auf das ältere Kreuz, das er sich erhangen hatte, und sah nach dem Vater, aber er sagte es niemand und spielte den Preußenfeind wie feister. Es war ihm wie eine Freude, daß seit dem ganzen Dorf gegen ihn stand. Das waren je alles heimliche, Herdenoch, das maubend, aber doch gehoramt hinter dem Leihmann herließ. Mit denen wollte er nichts gemein haben, und es war ihm ein Spatz, sie zu ärgern.

Da kam eines Tages ein Brief mit einer feinen, zierlichen Aufschrift aus dem Feld in die Mühle. Der Müllerin kam das Herz fast still, und sie wendete ihn bestürzt, und wußte lange nicht, ihn auseinander zu nehmen. Hin und her drehte sie das Blatt mit ihren Fingern, und dann las sie, von einer Kranenhschwärze leuchtend und vorläufig geschrieben, daß ihr Christof mit verzweifelter Brut in einem höchst gefährlichen Lage, doch aber zu Besorgnissen vorläufig kein Anlaß sei. Unter dem Brief fanden noch ein paar Zeilen, von zitternder Hand mühsam hingetipelt: ein Gruß an Vater und Mutter, ein Gruß an Haus und Heimat.

Kopfungslos brach die Müllerin zusammen, er aber starrte mit harten gläsernen Augen auf den Brief und schleuberte ihn mit einem Stich zur Erde.

Ein paar Tage später brachte der Briefträger ein dünnes Päckchen in das Haus; es barg die Silberaltäre, des ältesten Abraham; ein paar Steinigkeiten und das Eisenkreuz. Die Müllerin fiel in schmerzliche Krämpfe und lag tagelang ohne Bewußtsein; als sie endlich wieder zu Sinnen kam, da lagen ihre Augen tief und glasig unter der schmerzlichen Stirne und die Rede kam ihr nur lallend vom Munde. In ihren zitternden Händen hielt sie das eiserne Kreuz mit dem beschmigten, blutigen Bande und drückte es oft inbrünstig an die Lippen, nachts barg sie es mit scharfer Sorgfalt an ihrer Brust.

Der Christof war ihr der liebste Sohn gewesen, wenn sie es auch nicht in sich verborgen hatte; nun lag ihre ganze Hoffnung auf ihrem Jüngling, dem heimlich ein Kind zur Welt wuchs. Bergweil hatte sie um sein Leben, und wußte Trost und Hilfe bei dem Mädchen, das selbst schwer trug an Leid und Hoffnung. In ihrem Munde hatte sie seine Stöße; der wanderte mit herben Munde ruflos umher, und zermarterte sich das Herz, weil er dem Christof keinen Einflüßer genommen hatte. Dann hätte der mit hinausgebraucht, sagte er sich, und die Mühle wäre sicher in der Familie geblieben. Wie es jetzt kam, das wußte kein Mensch, und er kam sich in seiner Ohnmacht gegen das Schicksal wie ein arbeitsloser Mann vor, der unter der Schwere eines Schicksal erbarungslos und unbedacht zermalmt wird. Was waren alle seine Hoffnungen, was waren all seine Träume geworden; weniger als Rauch, den der Wind über die Dächer treibt und der ins Leere weht. Was war er selbst noch? Wie trugen die anderen im Dorf ihr Schicksal? Wollte sie trauern, aber sie waren doch zu niebergekränkt wie er, mit so ganz vernichtet. Und er kam über seinen Schmerz mit hinaus, er nicht! Auch daß sein Peter noch lebte und Unteroffizier geworden war, beruhigte ihn kaum; er dachte garricht daran, daß er auch fallen könnte.

Da müßte! es ja seinen Sertgott geben, wenn so was passieren könnte! dachte er oft und verdingung die Hände zum Gebet. Aber nur zusammenhanglose Worte rannen über seine Lippen, mit herausgestammelte Wänter.

So kam der Herbst, so kam der Winter.

In aber, dumpfer Gleichgültigkeit vergingen die Tage, Stunde um Stunde, und jede Nacht schmer auf das Herz.

Da blieben täglich Peters Briefe aus. Er war zu einem anderen Regiment gekommen und hatte zuerst an der Loire gestanden, mehr konnte Weidmann nicht erfahren trotz aller Unterfragen. Der Peter Weidmann war verschollen.

Da brach die Müllerin ganz zusammen, und hatte keinen anderen Wühl mehr, als zu sterben. Sie begann, alles zu ordnen, und vergah nichts. Wenn sie Abschied genommen hatte vom Leben sollte ihr Haus gut besorgt sein. Eines Abends, als der Müller nach langer Zeit wieder einmal über den sterrenden Schone ins Dorf gegangen war und das Gebete schickte, schickte sie ihm ein Briefchen, in dem sie die Nacht rauchte. Mit geschlossenen Augen brühte sie langsam dahin zum Ufer; aber plötzlich hielt sie den Schritt an. Wie der Ruf eines Getriebten hatte es geklungen; ganz klar und deutlich hatte sie es gehört trotz des Wassers — und sie dachte gespannter Sinne. Aber nun hätte sie nichts mehr; es war ganz ruhig um sie her. Da dachte sie eine entsetzliche Angst, und schloß denn stand sie wie angefahren. Auf blutigem Schone sah sie ihren Christof liegen, von Augen zerkratzt, das blickende Gesicht entstell, verzerrt, die Augen mit dicken Blutstränen bedeckt — arm, hilflos, ... Mutterseelenallein auf dem unendlichen Meer ... unter ruckelnden Schneefäden. Da predte sie zu reiten, aber wie sie auch ging und ging, sie erreichte ihn nicht. Er war ihr gestorben, verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Feuerzauber.

Von

Max Prell.

(Nachdruck verboten.)

Zwischen der Fernprophetei und dem Wänt des Raffees stand ein kleiner runder Marmor Tisch. Seine Platte war mit allerlei Strichen und Ornamenten bestrahlt, die eben so viele oberflächliche und eigenartige und verordnete Gedanken der Seele widerspiegelten, die an diesem Tisch geleschen hatten.

Auch der Vater Benno Umeland, der eben an diesem Tisch saß, und der braunen Tüchle nachtrauerte, die das leere Innere seiner Kaffeetasse prunkete, ließ den Wänt in einem einzigen harten Glidate über die Marmorplatte tanzen. Seine Gedanken verirrten sich in diesem Träumen; er träumte in spiken Worten eine douchte, trüchig aufgeschwemmte Null. Und um diese Null gruppierten sich, als hätte sie eine große Mutter-Kull über ausgereißert, viele kleine, purzelnde Kinder-Mullen. Diese kleinen erdumten Mullen aber waren der angelegteste und am meisten billigste Reflex seiner Geelenstimmung, die, gleichfalls auf Nullen verengt, sein jähres Schweben im wirtschaftlichen Gleichgewicht vereng. Benno Umeland hatte keinen Wäntig Geld; auch nicht, um die Tasse Raffee zu bezahlen. Er war Müller ohne Zugeländnisse; mit dem wenig förderlichen und freudlosen Grundbesitz hielt der traut Er hielt sich treu und nicht den Müßig. Nun kam ja auch bedingungslose Kull ihren Weg nach; doch sehr gehört auch ein ganz klein wenig Glid. Und gerade dieses ganz wenig Glid hatte er nicht. Und darum seßte es ihm auch, um die lumpige Tasse Raffee zu bezahlen, und darum hatte er auch ganz gemeinet, ununterstützten Hunger, gewöhnlichen Mals- und Mieschungen, ohne bemerkenswerte Nebenstände.

Es blieb ihm wahrhaftig nichts übrig, als einen geeigneten Zeitpunkt abzuwarten, in dem er, von den Reklern unberührt, seine braune Mäntelche in den Arm und den lachenden Mantel über die Schultern nehmen und ohne Wänt emporenbe Zustand. Das Leben bedeutete schließlich nichts anderes mehr, als ein ermüdendes und aufreibendes Warten auf irgend welche Zugfälle. Man bemühte sich darum, im Zufall das höchste Geld, die verheißungswürdige Macht zu erkennen. Wenn jene Höhe, der Zufall, es wollte, dann ist der Kaufmann Benno Umeland Eigentümer einer anderen braunen Mäntelche, etwa jener dort, die wie ein Bruder so gleich und ähnlich neben der seinen auf einem Stuhl liegt; jener anderen, in die eben ein Satz mit nachlässiger Überdebe in Vorteileile gelegt hat, aus dem man mit zwei fehr sichtenen Wänt schon einen fünfzigmalreichen und zwei zwanzigmalreiche grün und blau fliegen sah, fünfzig und vierzig machte neunzig, das war konnte nicht einmal der Zufall etwas ändern. Was alles mit neunzig Mark zu beschaffen war; etwa die Miete, etwa ein Abendbrat, vielleicht ein neuer Mantel? Und dann brauchte man auch ganz und gar nicht mehr jenen kühnenhaften Brief abzugeben, der gegenwärtig in der unerkten Tische des lachenden Wäntes liegt, jener Brief, der an Melitta abrefreit war und in dem brutalen Worten begann: „Meine liebe Melitta, ich komme allein nicht durch das Leben, wie erst kann ich Dir zumuten, diesen Jammer mit mir zu teilen; es ist also das Beste, wir nehmen voneinander Abschied. Ich danke Dir für alle Schöne ...“ In diesen bösen Brief konnte man doch in hundert kleine Stücke zerbrechen und die Stücke mit der Besheit des Zahlungsbüchle mitten in das Raffee zu werfen. Wenn er eben der Zufall sich günstig zu einem Neuen. Aber der Zufall blieb ungerührt und träge, es geschah kein Wunder, der Eigentümer der bräunlichen Überdebe hand nicht auf und sagte: „Darf ich meine Mäntelche gegen die Ihre tauschen?“ Und in der Tische des Benno Umeland waren doch die schönsten und unvorstelllichen Zeichnungen gewesen. Nichts geschah. Und der Vater Umeland blieb sich wieder einmal treu. Er hat nicht, er nahm nicht; er referierte nur dem Zufall einen Wänt an seinem Tisch; doch der Zufall sehte sich nicht hin.

Einmal kam ein eleganter Herr, der hängte seine lachelnden Mäntel neben den lachenden Wänt des Vaters. Die beiden Mäntel ärgerten sich ganz gewiß über die unglückliche Gesellschaft; das was blieb ihnen übrig, sie mußten warten, bis sie von ihren Herren befreit würden.

Der Vater sah und wartete und komponierte eine Stütze: „Die Glück des Benno Umeland“. Ein Herr ging an ihm vorbei; er hatte eine mächtig qualmende Fikare im Munde und sah den Vater herausfordernd an, als wäre er der leibhaftige Zufall. Dann ging er in die Telefongelle, die er hinter sich abschloß.

Und dann war plötzlich ein Schrei, der wie ein Romannde erwartungsvoll nach der Telefongelle. Das Wäntfäulein war auf den Unrichtigkeit gesprungen und stammte die Hände wie zwei Mücheln gegen die Ohren. Zu gleicher Zeit sprallten Tassen und Löffel zu Boden. Die gepörrte Lär der Telefongelle slog auf, und ein seltsamer, merklicher Schein löch über ihre grünen Wäden. Dann sah eine Feuerfalle aus der Felle, schwenkte ein paar Mal wie eine bezauberte Fahne, tridte in der Mitte durch, legte sich um und hob einen feurigen Vorhang zwischen das tanzenbe Wäntfäulein und das Raffee. In diesem Augenblick schrien alle Gäste auf, der getridte Feuerstrahl leuchte auf die Fenster, verzehrte mit unmaßigem Appetit die Portieren, sprang auf die Felle, leuchte nach den Stühlen, griff nach den Kleiderbücheln und holte sich Pelze und Mäntel. Ein abänderndes Gelfstrom lagte durch das Lokal, erhellte alles zur Weiglut. Man sah, was das unglückliche Wäntfäulein tanzte, wie sie sich auf das Fenster schwang und hinauslang, man sah hundert Menschen, auf deren Gesichtern ein Schrei eingetrodnen war, sah, wie sie gegen die großen Spiegelglasfenster anstießen, wie sie mit Städen und Stühlen das bide Glas zertrümmerten, man sah auch, wie ihnen das Feuer die Arbeit abnahm und ganze Stände aus dem Scheiden heraussob; im Wäntig pendelte ein Blatt Papier mit der Aufschrift: „Müdung, Scheidung“. Das gemüthliche Feuer tigte auch diese höchst überflüssig gewordene Schrift, und durch den Wäntlich zwangten sich, stämpfend, unterdrückend und jagend die

